Verschiedenes.

— [Eine Riesenlampe], das stärkste Einzellicht der Welt, ist auf dem vor kurzem aufgerichteten Leuchtturme von Hanstholm (auf einem Hügel an der Küste Jütlands) aufgestellt worden. Der Leuchtturm, von welchem Engineerung eine Beschreibung giebt, ist von Ingenieur Fleischer entworfen und ganz vorzüglich eingerichtet; zwei Dampfmaschinen von je 35 Pferdekräften, die in einem Anbau des Erdgeschosses aufgestellt sind, dienen zum Betrieb zweier magnetelektrischer Maschinen des verbesserten Systems de Méritens. Diese Maschinen liefern die Wechselströme zum Betrieb der riesigen elektrischen Lampe, welche die Laterne des Leuchtturms enthält. Es ist nämlich nur eine Lampe vorhanden, deren Regulirung nach dem System Le Baron durch ein Uhrwerk in Verbindung mit Elektromagneten erfolgt, so zwar, daß der Lichtbogen durch das Abbrennen der sehr starken Kerzen nicht nur hinsichtlich seiner Länge nicht beeinflußt wird, sondern auch stets an derselben Stelle im Raum erscheint, d. h.: die Lampe hat konstanten Brennpunkt. Die Leuchtkraft des mächtigen Lichtbogens ist auf zwei Millionen Normalkerzen angegeben. Eine für den Wärter äußerst angenehme Einrichtung ist damit geschaffen, daß durch ein System von Prismen und Linsen ein Bild des Lichtbogens auf einen im Wärterzimmer des Erdgeschosses aufgestellten Schirm geworfen wird, so daß es nur in Fällen von Unregelmäßigkeiten, sowie zum Ersatz von Kohlenkerzen nötig wird, den Turm zu besteigen. Die übrige Bedienung der Lampe, In- und Außerbrandsetzung, Regulierung der Leuchtkraft und des Platzes des Lichtbogens kann von unten aus vorgenommen werden. Die Dampfmaschinen sind außer mit den Wechselstrommaschinen noch mit großen Luftpumpen zu verbinden, welche die zum Betrieb zweier Nebelhörner nötige Druckluft zu liefern haben. Alles in allem ist der Leuchtturm von Hanstholm eine sehr praktische Anlage und besonders wegen des ungeheuern Lichtes bemerkenswert, welches erkennen läßt, was die Elektrizität auf dem Gebiete der Lichterzeugung zu leisten vermag. Es bestehen zwar schon seit einiger Zeit Leuchttürme mit eben so starker Lichtausgabe, oder sogar, wie bei der Statue der Freiheit im New-Yorker Hafen, noch größerer, die aber nicht in Vergleich gezogen werden dürfen, da sie nicht mittelst einer Lampe, sondern durch Nebeneinanderreihen mehrerer jene Helligkeit hervorbringen. Die größten Einzellampen waren bisher wohl die auf Kriegsschiffen verwendeten, deren z. B. das englische Turmschiff Devastation eine von 500 000 Kerzen Stärke besitzt.

— Ein sonderbares Gesuch gelangte dieser Tage an die königliche Kurie in Budapest. Der ehemalige Finanzwachtaufseher Alexius Henter, der vom M.-Szigeter Gerichtshofe zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, hat den Obersten Gerichtshof, es möge ihm mit Rücksicht auf seinen leidenden Zustand gestattet werden, daß statt seiner seine Ehegattin, die sich der besten Gesundheit von der Welt erfreue, die Gefängnisstrafe absitze. Diesem Gesuch war auch eine Erklärung der Frau Henter beigeschlossen, wonach sie bereit ist, freiwillig die Strafe für ihren Gatten abzubüßen. Zu seinem Bedauern konnte jedoch der Gerichtshof das Opfer der heldenmütigen Frau nicht annehmen.

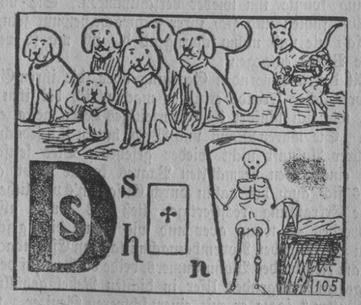
— (Spanische Postverhältnisse.) Post und Telegraph sind in Spanien schlecht, darüber ist man sich hier einig und eben so einig darüber, daß dabei nichts zu machen ist, denn der Eingeborene trägt diese und andere, wie es scheint nationaleigentümlichen Uebel mit Geduld, und der raisonnierende Fremde wird als ein absonderliches, vom „Spleen“ erfülltes Wesen angesehen, wenn er einigermaßen erstaunt ist, daß z. B. Briefe, um von Madrid nach Granada zu gelangen, vier Tage gebrauchen. Granada soll aber, wie es scheint, das Verdienst haben, Postwesen und Publikum und vor allen Dingen die Telegraphenbeamten aus ihrem mittelalterlichen Schlafe aufzurütteln: sämtliche Madrider Zeitungen klagen über das verspätete Eintreffen der Depeschen, welche ihre zu den Zorilla-Festen entsandten Korrespondenten ihnen über dieselben schicken. Die Reisezeit dieser Telegramme von Granada nach Madrid variiert zwischen 24 und 30 Stunden; in derselben Zeit legen die Güterzüge die Strecke zurück. Der Telegraphendirektor, Semnor Mansi, beantwortet die Klagen der Presse über diese Art des Dienstbetriebs in einem in der „Korrespondencia“ veröffentlichten Brief dahin, daß Granada eine der 25 Provinzialhauptstädte sei, welche mit Madrid noch nicht durch direkte telegraphische Linien verbunden und noch nicht im Besitz der neuesten Apparate sei!

— Ein armloser Taschendieb dürfte zu den Seltenheiten gehören. Ein gewisser Hall war auf dem Grand Stand in Liverpool beim Anlaß eines Pferderennens, als plötzlich seine beiden Arme von den Stumpen eines hinter ihm stehenden gewissen Davis festgehalten wurden, während die Helfershelfer des Armlosen, worunter dessen Bruder, ihm die Taschen ausleerten und unter anderem drei Fünfpfund-Noten aus seinem Taschenbuch nahmen. Hall beschuldigte sofort den Davis des Verbrechens; dieser aber schlug seinen Mantel zurück und sagte, er habe keine Arme. Er wurde trotzdem auf die Polizei geführt, aber das Vergehen konnte ihm nicht nachgewiesen werden. Nun klagte er seinerseits Hall der grundlosen Verhaftung an und erhielt als Entschädigung 20 Pfd. Sterl. zugesprochen.

— [Selbstmord mittelst eines Böllers.] Der Maurer Mecklenburg in Flensburg fand jüngst beim Neubau des „Colosseums“ einen alten Böller, den er mit nach Hause nahm. Wiederholt hatte M., der mit seiner Frau öfter in Streit geriet, den Vorsatz geäußert, daß er sich erschießen wolle. Gestern führte er diesen Vorsatz aus und zwar mittels des gefundenen Böllers. Die Pulverladung aus dem Kanonenrohr, welches auf dem Tisch aufgestellt und dessen Mündung gegen den Leib des M. gerichtet gewesen sein mutz, hat den Körper entsetzlich zugerichtet. Das Hinterteil der Kanone, die infolge einer zu großen Ladung geborsten ist, war tief in die gegenüberliegende Wand eingedrungen.

— [Eine rührende Begebenheit] wird der Wiener Presse aus Pesth gemeldet: Einer hier übersommernden Diva des Deutschen Theaters ist ihr einzig geliebter „Puffi“ krank geworden und sie gab ihn mit großen Kosten in das bewährteste Sanatorium — zum Wasenmeister. Die Diagnose lautete recht günstig. „Puffi“ wird in einer Woche hergestellt sein. Das fühlende Herz der Theaterprinzessin konnte es aber kaum bis zum dritten Tage aushalten. Die Künstlerin läutete am Telephon und ersuchte mit nervöser zitternder Stimme um die Verbindung mit dem „Schinder“. Der ist nämlich ebenfalls auf dem Fernsprecher abonniert. Die manipulierende Dame in der Telephon-Centrale verstand jedoch den ähnlich klingenden Namen eines vielbeschäftigten hiesigen Großspediteurs und bimmelte diesen heran: „Halloh! Was steht zu Befehl?“ „Ich bitt' Sie, lieber Herr Kozarek, wie gehts denn meinem süßen Hunderl, dem „Puffi“?“ „Der ist schon tot!“ schrie der Spediteur entrüstet in die Konversationsleitung hinein und lief zurück an seine Arbeit. Auf der andern Seite aber sank eine Diva in Ohnmacht und ließ sich eine Stunde später einen Traueranzug bestellen. Eben wurde derselbe anprobiert, als im Vorzimmer draußen munteres Gekläff ertönte. Die Künstlerin greift an ihr schwergeprüftes Herz; man muß sie stützen. Herein aber tritt, breit lächelnd, der „Monsieur de Budapesth“ mit dem vollständig genesenen „Puffi“. Und in den Armen lagen sich — alle Drei.

Rebus.



Auflösung.

Rebus: Alma, die näht eine schöne Naht.
Charade: Nacht— Wächter — Nachtwächter.

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung

Verantwortlicher Redakteur: H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

№ 28. Samstag, den 13. Juli. 1889.

(9

Die Villa am Rhein.

Original-Novelle von **Mary Dobson.**

(Nachdruck verboten.)

„Entschuldigen jedoch die Herrschaften, daß ich so lange gestört,“ und damit entfernte er sich. Kaum waren seine Schritte auf dem Korridor verhallt, als die Majorin lebhaft sagte:

„Es ist also doch ein Aber bei dieser Heirat, wie ich es immer gedacht! — Gustav hat sich plötzlich in das schöne und begabte Mädchen verliebt, Elisabeth aber damals, um versorgt zu sein, den Antrag des reichen Mannes angenommen. Erinnerst Du Dich noch seines verlegenen Gesichtes, als er uns in Frankfurt die erste Mitteilung seiner Verlobung gemacht hatte?“

„Jawohl, und ich glaube auch heute nicht, daß Elisabeth Liebe für ihn empfindet, denn gestern sah sie nichts weniger als glücklich aus.“

„Laß nur niemand eine solche Bemerkung hören,“ Ewald unterbrach ihn schnell seine Gattin. „Sie sind gesetzlich verbunden und müssen es bleiben. Und wer so viel Geld und Gut besitzt wie diese beiden, der muß versuchen, auch ohne Liebe glücklich zu sein.“

„Da magst Du recht haben,“ antwortete der Major, „übrigens beklage ich die drei Menschen und wünsche Gustavs wegen, daß diese Verbindung zu einem guten Ende führen möge. Wer aber hätte auf der Reise hierher, die wir doch im Grunde nur ungern unternommen, gedacht, daß uns in dieser Stadt so unerwartete Ueberraschungen zu teil würden!“

„Die jedoch in der Hauptsache günstig gewesen sind,“ entgegnete die Majorin, „denn wenn auch Gustav schon ein reicher Mann ist, so kann es ihm nur erwünscht sein, daß auch seine Frau ihm ein ansehnliches Vermögen zubringt!“

„Das ihm möglicherweise entzogen bleibt,“ meinte achselzuckend ihr Gatte.

„Wieso?“ fragte schnell Frau von Falkenberg, die immer viel Geld verbrauchte und von ihrem Bruder schon einen bedeutenden Teil ihres väterlichen Vermögens ausgezahlt erhalten hatte.

„Weil wahrscheinlich der Testator, wie das oft in solchen Fällen geschieht, Bestimmungen hinterlassen, die seiner Schwester und Nichte Zukunft sicher stellen, ihnen aber keine Verfügung über das Capital lassen. Hat er doch gewußt, daß sie während vieler Jahre mit Sorge und Entbehrungen zu kämpfen gehabt!“ . . .

Bei dem Gerichtsdirektor Stahl hatte das Mittagsmahl stattgefunden, zu dem noch ein größerer Kreis von Verwandten geladen war. Als die Gesellschaft sich in die Wohnzimmer begab, erschien ein Diener, der den Hausherrn abrief. Dieser verließ das Gemach, kehrte aber sogleich mit einer telegraphischen Depesche zurück, welche er der Gerichtsrätin übergab, indem er hinzusetzte:

„Von dem Herrn Schwiegersohn, Frau Rätin!“

Diese, ganz ahnungslos, nahm freundlich das Papier entgegen und begab sich damit in's Nebenzimmer, während die Anwesenden ihr erwartungsvoll nachblickten, denn auch sie wünschten zu wissen, wie die Neuvermählten in der prächtigen Villa angelangt waren. Kaum aber hatte sie den Inhalt der Depesche mit den Augen überflogen, als sie erbleichend und mit einem lauten Schrei auf einen Stuhl sank. Der Gerichtsdirektor und seine Frau waren sogleich an ihrer Seite, denen die Rätin das Telegramm reichte und mit kaum vernehmbarer Stimme sagte:

„Lesen Sie, Herr Director. —“

Er las:

„Elisabeth schwer erkrankt. Ihre Mutter und Hermine Stein sogleich kommen.“

Die Gesellschaft sah erschrocken auf die Rätin, die Doktorin Stein und ihre Kinder wie auch der Major und seine Gattin wechselten bedeutungsvolle Blicke, enthielten sich aber jeder Bemerkung. Sich schnell erhebend, sagte die Rätin in höchster Aufregung:

„Es ist fast unglaublich, aber dennoch muß es wahr sein, wie hätte mir Gustav sonst eine solche Schreckensnachricht geschickt. Leider können wir erst mit dem Courierzuge reisen, denn, Frau Doktorin, wandte sie sich an diese, Hermine begleitet mich doch?“

„Gewiß, Frau Rätin,“ antwortete die Doktorin Stein und schickte mit ihrer Tochter sich ebenfalls an, die nötigen Vorbereitungen zu treffen und den Kreis zu verlassen.

Mit dem Courierzuge reisten nicht allein die Gerichtsrätin Waldheim und Hermine Stein, sondern auch Herr und Frau von Falkenberg ab, welche den Plan, der Verlesung der beiden inhaltsschweren Briefe aus Batavia beizuwohnen, aufgegeben hatten. Der Major kehrte nach Düsseldorf zurück, seine Gattin aber begab sich zu ihrem Bruder, um sich zu überzeugen, wie es um die teure Schwägerin stehe, in Wahrheit aber, um in der Villa anderweitige Nachforschungen anzustellen.

8.

Nicht wissend, nicht einmal ahnend, wo sie sich befand, lag Elisabeth in einem schnell für sie hergerichteten Zimmer zur ebenen Erde der Villa, wohin ihr Gatte sie krank, fast bewußtlos, getragen und das er seitdem nicht wieder betreten. Er hatte sie der Sorge und Pflege der erfahrenen Haushälterin übergeben und von dem schnell herbeigeholten Arzt kam die traurige Erklärung, daß als Folge heftiger Gemütsbewegung ein Nervenfieber zu befürchten sei. Da der Arzt ein langjähriger Bekannter, offenbar befremdet über einen solchen Einzug der jungen Frau war, während man

doch ein glückliches Ehepaar zu sehen erwartet, so hielt Gustav Eschenbach es geraten, ihn ins Vertrauen zu ziehen, und teilte ihm alle auf seine Verheiratung sich beziehende Thatsachen mit. Doktor Bäumer schüttelte dabei bedenklich das Haupt, erteilte ihm seine Ratschläge und forderte ihn auf, falls der Zustand seiner Gattin sich nicht ändern sollte, deren Mutter und auch noch eine Freundin kommen zu lassen, damit sie bei etwa eintretendem Bewußtsein die früher gewohnte Umgebung habe, was beruhigend auf ihre Nerven wirken würde.

„Es ist bereits erzählt worden, daß dies geschehen und daß die Majorin die Rätin und Hermine Stein begleitet hatte. Es war ein trauriges Wiedersehen nach der so kurzen Trennung gewesen und in der unaussprechlichen Angst und Sorge um ihre Tochter, deren Zustand sich leider verschlimmerte, hatte die Rätin jede Frage nach der möglichen Ursache der gefährlichen Erkrankung unterlassen. Dies hatte die Majorin jedoch nicht gethan, sondern schon im Laufe des nächsten Tages ihren Bruder mit der größten Teilnahme in Blick und Ton gefragt, wie nur die arme liebe Elisabeth zu der unerwarteten Krankheit gekommen sei. Dieser hatte ihr nur die Aussage des Arztes wiederholt. Sie hatte dies anscheinend geglaubt, war aber trotzdem davon überzeugt, daß die Sachen ganz anders standen, und beschloß, es wenn möglich in Erfahrung zu bringen.

Dazu aber mußte sie vor allen Dingen jede Unterredung Gustav's mit der Rätin belauschen, gegen die er jedenfalls offener als gegen sie sein würde, und diese Absicht konnte sie um so leichter ausführen, als ihr Schlafzimmer neben dem allgemeinen Wohngemach lag.

Sie sah sich in ihren Erwartungen auch nicht getäuscht, denn am folgenden Morgen trafen beide in dem anliegenden Zimmer zusammen, und als die Rätin berichtet, daß Elisabeth eine sehr unruhige Nacht gehabt, jetzt aber schlafe und Hermine bei ihr sei, und darauf alle ängstliche Fragen ihres Schwiegersohnes beantwortet, fuhr sie mit unverkennbar erregter Stimme fort:

„Aber Gustav, was ist denn geschehen, das diese gefährliche Krankheit zur Folge gehabt? — Ihr hattet mich doch gesund und wohl verlassen und ich hatte, wenn auch traurig, daß mein einziges Kind von mir gegangen, doch dasselbe mit ruhigem Herzen Deiner Liebe und Sorge übergeben!"

Ein Schatten überflog Gustav's Gesicht und traurig erwiderte er:

„Nachdem Elisabeth mir mit so offenem Vertrauen entgegengekommen, hatte ich gehofft, auch ihr Herz zu gewinnen, doch fürchte ich jetzt, daß mir das nicht gelingen wird!"

„Weshalb aber nicht?" fragte schnell die Rätin und blickte voll Besorgnis in das bekümmerte Gesicht ihres Schwiegersohnes.

„Weil — doch Du wirst mir Rat geben, wenn Du die Thatsachen erfahren."

„Welche Thatsachen?" unterbrach erschreckend Elisabeth's Mutter, während deren Schwägerin sich auf dem weichen Sammtteppich so dicht wie möglich und unhörbar der Thür näherte, welche beide Räume trennte.

Gustav Eschenbach erzählte jetzt, was sich auf dem Bahnhofe zugetragen und was er in Bezug auf Helbert Wendtorff's Anwesenheit in der Kirche aus Elisabeth's Munde erfahren, sowie auch ihre Unterredung im Eisenbahnwagen. Voll Staunen hörte ihm die Rätin zu, ebenso erstaunt war auch seine Schwester, deren Züge zugleich einen hohen Grad von Enttäuschung und Verstimmung verrieten. Als Gustav seinen ausführlichen Bericht beendet, begann nach langer Pause die Rätin:

„Jetzt ist allerdings Elisabeth's Krankheit mir kein Rätsel mehr; wie aber konnte Helbert Wendtorff, den wir alle in England glaubten, so unverantwortlich handeln?"

„Er hat es gethan und damit den Beweis geliefert, daß seine Liebe zu Elisabeth dieselbe geblieben ist, während auch er sich überzeugt, daß sie ihn nicht vergessen. Sein unerwartetes Erscheinen hat für uns dies Unglück zur Folge gehabt und wer weiß, was er noch thun könnte, wenn er dies erführe? Sollte er wohl bei seinem Vater sein?"

„Nein, denn dann hätten Steins von ihm gehört. Er wird nach England zurückgekehrt sein und bei seinem ehrenhaften Charakter das gegebene Wort unbedingt halten!"

„Und die Zukunft, Mutter, die ich mir so schön, so glücklich geträumt?"

„Laß uns von der Zukunft noch nicht reden, mein Sohn," erwiderte ernst und bewegt die Rätin, „sondern alles der Fügung des Allmächtigen überlassen, in dessen Hand auch Elisabeth's Leben ist. Sie ist Dein Weib, ist es freiwillig geworden, denn niemand hätte sie hindern können, noch im letzten Augenblicke zurückzutreten, und wird, falls sie uns erhalten bleibt, auch ihr Gelübde erfüllen!"

„Ich aber, liebe Mutter, würde auf ein solches Opfer nicht bestehen, müßte ich denken, sie an meiner Seite unglücklich zu sehen!" rief sehr lebhaft Gustav Eschenbach. „Ich würde ihr lieber entsagen und sie —"

„Du bist aufgeregt, Gustav," wandte sanft die Rätin ein, „und ich sage Dir noch einmal, laß Gott walten, der in seiner Allwissenheit es gut machen wird! — Ich habe darüber keinerlei Sorge, sondern denke jetzt nur an mein krankes Kind —"

In diesem Augenblick ward die Hausthür geöffnet und in der Erwartung, den Arzt zu sehen, blickte Gustav Eschenbach auf den Flur hinaus, wo statt dessen der Postbote ihm mehrere Briefe übergab. Eschenbach kehrte damit ins Wohnzimmer zurück, an dessen Seitenthür noch immer die Majorin stand, indes die Rätin ihm voll Spannung entgegensah. Ihr zwei der Briefe überreichend, sagte er:

„Für Dich und Elisabeth, liebe Mutter. Die übrigen sind für meine Schwester und für mich von Bekannten, die wahrscheinlich mir noch Glückwünsche zu meiner Hochzeit schicken."

Die Rätin hatte beide Schreiben in Empfang genommen und hielt ihm dann das eine mit den Worten entgegen:

„Willst Du nicht Elisabeth's Brief öffnen und lesen, was der Gerichtsdirektor Stahl schreibt? — Der meinige ist von dem Bürgermeister König."

„Ich? — Nein Mutter, wie sollte ich das thun!" erwiderte schnell und zurücktretend ihr Schwiegersohn. Elisabeth's Erbschaft geht mich in keiner Weise an, mir wäre sogar lieber gewesen, sie hätte sie nicht bekommen, und ich allein könnte sie mit dem umgeben, was meine Liebe —"

„Aber Gustav," unterbrach die Rätin, die seine Stimmung nur zuwohl verstand, „die Briefe ihrer Vormünder, welche noch keine genaue Kenntnis von der schweren Krankheit haben, bedürfen gewiß der Beantwortung."

„So bleibt Dir nichts anders übrig, auch diesen Brief zu öffnen, denn, wie gesagt, von mir geschieht es nicht!" —

Der Majorin Antlitz hatte sich längst verfinstert, doch verharrte sie auf ihrem Posten, die Rätin öffnete ihren Brief, während ihr Schwiegersohn sich mit dem seinigen beschäftigte. Im Zimmer herrschte eine Weile tiefe Stille, so daß fast der Lauscherin die Zeit lang ward, bis endlich die Rätin sich nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Mein Bruder mag es gut mit uns gemeint haben, er ist aber bis an sein Ende ein wunderlicher, seltsamer Mensch geblieben."

Frau von Falkenberg's Gesichtszüge zeigten einige Enttäuschung; ihr Bruder erwiderte in ruhigem Tone:

„Wie meinst Du das, Mutter?"

„Weil er hinsichtlich des Geldes, das ein Hamburger Geschäftshaus auszahlen soll, ganz außergewöhnliche Bestimmungen getroffen hat. Es soll nämlich von dem Vorstande unserer Stadt und dem vormundschaftlichen Gerichte verwaltet werden, wir den Zinsgenuß davon haben und nur im äußersten Notfalle und nach dem Gutachten der Verwaltungsmitglieder darf das mir bestimmte Kapital angerührt werden. Elisabeth's Kapital aber, die natürlich meine Erbin ist, muß für ihre etwaige Nachkommen erhalten bleiben, ohne daß ihr Gatte ein Recht darüber bekommt. Fehlen erstere, so fällt das Geld an unsere entfernten Verwandten und in gänzlicher Ermangelung derselben an die Stadt als Unterstützungsfonds für hilfsbedürftige Frauen und Mädchen. Für die Mühe der Verwaltung darf jährlich eine bestimmte Summe berechnet werden, welche die Zinsen eines besonders zugefügten Kapitals ergeben."

Die Majorin zog sich mit verfinstertem Gesichtsausdruck von der Thür zurück. Gustav Eschenbach erwiderte:

„Genau genommen, Mutter, finde ich die Bestimmungen des Testators weder unrecht noch ungewöhnlich; sie sind ein redender Beweis seiner Fürsorge für Euch."

Mit der unbefangensten Miene trat jetzt Frau v. Falkenberg ein. Auf den Brief in der Hand der Rätin blickend, bemerkte sie in ruhigem Tone:

„Ich habe wohl eine geschäftliche Unterredung gestört, glaubte aber hier Nachricht über unsere Elisabeth zu erhalten."

„Ihr Zustand ist unverändert, entgegnete mit trübem Ernst

ihr Bruder, was aber die geschäftliche Unterredung anbetrifft," — und er blickte auf seine Schwiegermutter, welche sogleich hinzusetzte:

„Es sind Briefe gekommen und wie Sie denken können, Karoline, sind die Verfügungen meines Bruders über das Geld, aus Batavia bekannt geworden. Falls Sie Interesse für die Sache haben,, bitte ich Sie, dieselben zu lesen."

„Sie sind sehr gütig, liebe Mama," entgegnete zuvorkommend die Majorin und nahm den Brief, dessen Inhalt sie schon erlauscht hatte. „Sind den die Anordnungen Ihres verstorbenen Bruders Ihren Wünschen gemäß?"

„Darüber werden die Meinungen geteilt sein," erwiderte die Rätin, indes ihr Schwiegersohn hinzufügte: „Sie stellen das Kapital vollkommen sicher und das ist in jetzigen Zeiten von großer Wichtigkeit."

Die Rätin las unterdes den an ihre Tochter gerichteten Brief. Der Inhalt stimmte mit dem ihrigen überein; auch sprach ihr Vormund die Hoffnung aus, daß sie wieder gesund und wohl in ihrer Mitte sein möge, da zur Unterschrift der bezüglichen Dokumente ihre Anwesenheit erforderlich sei.

Frau von Falkenberg wünschte der Rätin nochmals Glück zu der reichen Erbschaft und fügte mit erzwungener Freundlichkeit hinzu:

„Sie können ja fast aus den Zinsen noch ein zweites Vermögen sammeln, liebste Mama, dessen Verfügung Ihnen dann allein zusteht. Wahrlich! ein beneidenswertes Los!"

Die Ankunft des Arztes unterbrach dies Gespräch und die Rätin begab sich sogleich mit ihm zu ihrer Tochter. Nach einer halben Stunde kehrte er zu Bruder und Schwester zurück und dem ängstlich forschenden Blick seines Freundes begegnend, erwiderte Doktor Bäumer:

„Lieber Eschenbach, das Befinden Ihrer Frau ist dasselbe, doch kann ich ungeachtet des heftigen Nervenfiebers ihren Zustand noch nicht lebensgefährlich bezeichnen. Ich habe der Frau Rätin und Fräulein Stein die genauesten Anweisungen gegeben und will diesen Abend wiederkommen, um, falls es nötig sein sollte, die Nacht hier zu bleiben."

Doktor Bäumer fuhr nach der Stadt zurück und mit ihm Gustav Eschenbach, um sich auf kurze Zeit in sein Geschäft zu begeben, da für seine todtkranke Frau, deren Leben er gern mit dem seinigen erkauft hätte, seine Anwesenheit nicht weiter erforderlich war. Die Majorin verfügte sich in ihr Zimmer und beantwortete den Brief ihres Gatten, dem sie alles mitteilte und noch besonders erwähnte, daß sie die Ursache von Elisabeth's Krankheit entdeckt habe, sie jedoch dem Papier nicht anvertrauen dürfe.

9.

Sechs Wochen waren seit dem Tage von Elisabeth Eschenbach's Erkrankung vergangen; sie hatte die Krisis des Nervenfiebers glücklich überstanden, und auch die Entkräftung, die der Arzt für so gefährlich gehalten, begann durch dessen aufmerksame Behandlung, wie durch die aufopfernde Pflege ihrer Mutter und Freundin — die Majorin war bereits nach Düsseldorf zurückgereist — zu schwinden. Dennoch war sie immer eine Rekonvalescentin, deren Zustand die größte Vorsicht erforderte, und jede Aufregung konnte ihn wieder verschlimmern. Sie mußte dies auch selbst fühlen und sich ihrer Schwäche bewußt sein, denn sie sprach fast nie und nahm schweigend die ihr mit so treuer Liebe geweihte Pflege entgegen.

Mit der andauernden Genesung aber, die ihren Gatten mit unaussprechlicher Freude erfüllte, machte sich bei ihm auch die Sorge, wie sich hinfort ihr beiderseitiges Leben gestalten würde, geltend. Sie waren Mann und Weib, hatten sich jedoch seit dem Tage ihrer Ankunft nicht wieder gesehen. Dies seltsame Verhältnis eines eben vermählten Paares konnte nicht andauern, wenn es sich auch bis dahin durch Elisabeth's plötzliche und gefährliche Erkrankung rechtfertigen ließ, es mußte also anders damit werden — wann aber und wie konnte dies geschehen?

An einem trüben Novembernachmittag saß Eschenbach mit der Rätin am Fenster des Wohnzimmers, beide blickten auf den Strom, dessen gegenüberliegendes Ufer in dichten Nebel gehüllt war.

„Mutter," sagte er mit einem schweren Seufzer, „wer hätte wohl im Sommer, als wir am Rhein so heitere Stunden verlebten, und ich mich in Elisabeth's Besitz so unbeschreiblich glücklich fühlte, gedacht, daß nach wenigen Wochen eine solche Wandlung eintreten würde. Zwar sorge ich jetzt nicht mehr um ihr teures Leben, aber doch um die Zukunft."

„Deine Sorge mag zwar nicht ganz unbegründet sein„ Gustav," entgegnete die Rätin, „dennoch aber wird Elisabeth Dir das am Altar gegebene Wort halten, und allen Pflichten als Dein Weib genügen!"

„Ein trauriges Dasein, Mutter, für eine Frau, welche noch nicht ihr neunzehntes Lebensjahr vollendet — es kann ihrem Herzen keine Befriedigung gewähren."

„Habe Geduld, Gustav," antwortete ermutigend die Rätin, „und laß sie sich nach dieser schweren Krankheit erst selbst wieder finden; bis jetzt hat sie kaum darüber nachzudenken vermocht. Dann wird sie auch den rechten Weg finden, den sie zu gehen hat, und von dem sie bei ihrem festen Charakter nicht abweichen wird!"

Mit Elisabeth's langsamer, aber sicher fortschreitenden Genesung nahmen auch ihre geistigen Fähigkeiten zu, und ihre Mutter und Freundin gewahrten, daß sie nachzudenken begann, wenngleich sie nur selten und wenig sprach, und auch die andern auf den besonderen Wunsch des Arztes sie nicht dazu veranlaßten. Einmal aber mußte sie dies Schweigen brechen, und darauf warteten geduldig ihre treuen Pflegerinnen.

Dies erfolgte denn auch einige Tage nach obigem Gespräch. Elisabeth durfte bereits ihr Schlafzimmer mit dem anliegenden Wohnzimmer vertauschen und lag dort, von Kissen unterstützt und in weiche Decken gehüllt, auf dem Ruhebett. Das Zimmer selbst war mit Behaglichkeit ausgestattet und Doppelfenster, Portieren und ein dicker Teppich hielten jeden Luftzug ab. Im Ofen brannte ein helles Kohlenfeuer, dessen rote Glut durch das Gitter schimmerte, und vor ihr stand ein Tisch, auf dem sich außer ihren Medikamenten alle Gegenstände des Nutzens und Luxus befanden, mit denen der Reichthum Kranke zu umgeben weiß. Neben dem Sopha saß die Rätin mit einer Handarbeit beschäftigt, doch wandte sie ihre ganze Aufmerksamkeit der kranken Tochter zu. Diese blickte lange sinnend aus dem Fenster auf die entblätterten Bäume des Gartens der Villa und dann auf ihre auf der Decke ruhenden Hände, die fast durchsichtig waren und deren Goldfinger kaum den schweren Trauring zu halten vermochte. Endlich sich zu ihrer Mutter wendend, sagte sie mit einem kräftigen Tone der Stimme, der an frühere Zeiten erinnerte:

„Wo ist Gustav, Mutter?"

Diese Frage hatte die Rätin am wenigsten erwartet und einen Augenblick zögernd, faßte sie sich aber schnell und erwiderte ruhig:

„Er ist in der Stadt, mein Kind, kommt aber frühzeitig zurück!" und sich jeder weiteren Bemerkung enthaltend, fuhr sie in ihrer Arbeit fort.

„Und Hermine?" begann nach kurzem Schweigen nochmals die Kranke.

„Sie ist in den Garten hinabgegangen — —"

Wiederum trat eine Pause ein, bis endlich Elisabeth fortfuhr:

„Mutter, erzähle mir doch, was während meiner Krankheit vorgegangen ist. Ihr habt gewiß viele Briefe erhalten?"

„Sehr oft, mein Kind, denn wie Du Dir denken kannst, waren alle Freunde und Bekannte aufs höchste um Dich besorgt!"

„Laß mich von ihnen hören, Mutter."

Die Rätin erzählte von der Heimat, in der sich indes nichts besonderes zugetragen, von der Familie Falkenberg, die häufig geschrieben, und wie die Majorin sich unendlich nach ihr sehne, doch wolle Doktor Bäumer einen solchen Besuch noch nicht gestatten. Endlich trat Hermine mit einigen duftenden Blumen ein — verspäteten Rosen, Veilchen und Reseda -- die sie in einem Glase an Elisabeth's Seite stellte, wofür diese ihr durch einen freundlichen Blick dankte. Dann hörten sie einen Wagen vorfahren und während ein leichtes Rot die bleichen Wangen der jungen Frau flüchtig färbte, sagte sie mit sicherer Stimme:

„Ist Gustav gekommen, Mutter?"

„Ja, Elisabeth, ich höre seine Stimme. Willst Du ihn sehen?"

„Ja, Mutter, sage es ihm und — und laßt uns dann allein."

(Fortsetzung folgt.)